

I. Kapitel.

Der erst vor einem Jahre zum Bürgermeister der kleinen Provinz- und Garnisonstadt ernannte Hauptmann der Landwehr Schrader sollte demnächst zu einer achtwöchigen Dienstübung einberufen werden. Das war die große Neuigkeit, die alle behelligten Gemüther in Aufregung versetzte.

Der jetzige Bürgermeister war früher attiver Offizier gewesen, er hatte mit Auszeichnung den Feldzug 70 mitgemacht und sich das Eisene Kreuz verdient, hatte dann aber nach dem Friedensschluss an dem Garnisonsdienst keinen Gefallen mehr gefunden, die Uniform ausgezogen und sich der Verwaltungskarriere zugewandt.

Einmaliges Tages war er irgendwo zum Bürgermeister ernannt worden, und von diesem Ort aus war er ruhelos durch einen großen Theil des Vaterlandes gewandert, länger als drei bis vier Jahre hielt er es nirgends aus, dann sehnte er sich nach einer Veränderung und benachbarte sich irgendwo um einen neuen Posten. So war er auch hieher gekommen, und unter einer großen Zahl von Bewerbern war er Sieger geblieben.

Nicht etwa, als ob er durch ein hervorragendes Wissen alle anderen in den Schatten gestellt hätte, das nicht, aber er hatte so vieles, was für ihn einnahm, er war reich, er war Junggeheile, ein ausgezeichneter Redner und eine selten schöne, große Erscheinung. Aber den Ausschlag hatte doch gegeben, daß er Hauptmann der Landwehr war. So gut auch in der kleinen Stadt das gesellschaftliche Verhältnis zwischen dem Offizierkorps und den Einwohnern war, so schlecht waren die Beziehungen, die zwischen der Garnisonverwaltung und der Stadt bestanden.

Und die Stadt behielt recht, der Herr Bürgermeister hatte es verstanden, die Kriegskasse, die zuweilen aufgelaufen hatte, dauernd zu begraben und zwischen allen Behelligten das denkbar beste Einvernehmen herzustellen.

Feinde hatte naturgemäß ein jeder, aber trotzdem konnte der Bürgermeister von sich sagen, daß er sich in der kleinen Stadt, die etwas über zwanzigtausend Einwohner zählte, der größten Beliebtheit erfreute. Namentlich die Damenwelt schätzte ihn für den „hübschen Schwager“, wie er in ihren Kreisen genannt wurde, und manche Mutter wünschte ihn sich als Gatten für ihr Kind. Und die Dameninteressierte es auch am meisten, als sie erkannten, er würde demnächst einberufen werden, und sie waren sehr davon überzeugt, daß der schöne Schrader in Uniform noch schöner ausschauen werde als in Zivil.

Der einzige, der über seine bevorstehende Einberufung nicht sonderlich erfreut war, war der Bürgermeister selbst.

Gewiß, er war Offizier mit Leib und Seele, aber dennoch war er in erster Linie nur Soldat geblieben, weil er wußte, welchen Eindruck die Worte „Hauptmann der Landwehr“ auf der Meisterschaft machten, welches Air es ihm in den Augen seiner Mitbürger gab, wenn er bei feierlichen Gelegenheiten, an Kaisers Geburtstag und anderen hohen patriotischen Feiertagen in Uniform erschien. Jetzt sollte er seine Majorskrone ablegen, die eigentlich schon im vorigen Jahr abgelegt gewesen war. Auf sein Vordringen hätte man ihm homin ein „Kasschub“ gewährt, nun aber gab es kein Sträuben mehr, jetzt mußte er hinein in den bunten Rock, so schön es ihm auch bei all der Arbeit, die auf seinen Schultern ruhte, gerade jetzt hätte. Er konnte sich freuen, daß es ihm erlaubt worden war, seine Uniform bei dem in seiner Stadt lie-

henden selbständigen Infanterie-Bataillon abzulegen, so konnte er wenigstens seine Bürgermeistergeschäfte weiter führen. Na, vorläufig war es ja noch nicht so weit, er hatte noch acht Tage Zeit, ehe seine Uniform begann, und diese Frist gebrauchte er auch, um sich seine Uniform zu besorgen, um die Reglements durchzustudieren, sich einen Gaul anzuschaffen und sich wieder im Reiten zu üben. Namentlich das lehre beunruhigte ihn sehr, woher bekam er so plötzlich ein Pferd, das alle Tugenden in sich vereinte, die ein Landwehrtrossenbesitzer von seinem Gefährten erwarten darf. Der Bataillonsadjutant würde aber schon wissen, und der Herr Bürgermeister beschloß, ihn gleich aufzusuchen und mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Es war Sonnabend und wie stets an diesem Tag wurde im Kasino ein kleines Liebdesmahl abgehalten, an dem sämtliche Herren des Bataillons theilnahmen. Heute ging es dort besonders hoch zu, denn der Bataillonsadjutant, Leutnant Böhme, feierte seinen Geburtstag und aus diesem Anlaß hatte man eine Festscheibe angelegt, die Musik spielte und es herrschte bereits eine ausgelassene Stimmung, als der Bürgermeister die Kasinoräume betrat, in denen er ein häufiger und gern gesehener Gast war.

So hieß man ihn auch jetzt herzlich willkommen, und gleich darauf nahm er an der Tafel Platz. Zu seiner Rechten saß der Bataillonskommandeur, Major Gebhard, zu seiner Linken der älteste Hauptmann, Herr von Mehring.

Natürlich drehte sich das Gespräch in erster Linie um die bevorstehende Einberufung.

„Wissen Sie wohl“, fragte Major von Gebhard, ein äußerst lebenswüthiger Herr in der Mitte der Tische, „daß mir Ihre Einberufung gar nicht so übertrieben willkommen ist?“

„Mir auch nicht“, meinte der Bürgermeister.

„Das glaube ich“, sagte der Major. „Aber was haben Sie persönlich gegen meine Dienstleistungen einzuwenden?“ fragte der Bürgermeister, und feierlich setzte er hinzu: „Ich werde mir die größte Mühe geben, mir die Anerkennung und das Vertrauen des Herrn Majors zu erwerben.“

„Dahon bin ich überzeugt“, sagte der lustige, die Sache weit schon werden, lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, ich dachte nur daran, daß ich die Weichheit in der allernächsten Zeit mit meiner Frau sechs Wochen auf Urlaub zu geben.“

Der Bürgermeister bekam einen Schrecken. „Um Gottes Willen, Herr Major, Sie werden mich doch nicht mit dem Bataillon allein lassen? Das wäre ja entsetzlich.“

„Na, allenfalls hätten Sie ja auch den Adjutanten, nicht wahr, Böhme?“

Der sah als Geburtsstagskind heute dem Kommandeur bei Tisch gegenüber, und befand sich in sehr gehobener Stimmung.

„Ja, wohl, Herr Bürgermeister, wenn der Herr Major auf Urlaub geht, bin ich auch noch da, und das Bataillon wollen wir beide schon zusammen führen. Kleingeldigkeit, wenn's weiter nichts ist.“

„Doh! Böhme richtete sich stolz auf. „Doh, Herr Major“, meinte er nochmal, „nehmen Sie das Wort zurüch, das Ihnen ja gar nicht vom Herzen kam.“

„Na ja, es ist schon gut“, lächelte der Major. „Sie wissen ja, wie ich über Sie denke, Sie sind eine Perle.“

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „Der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr mißtrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend fälschte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren. Zwar fand Hauptmann Mehring mit seinen Reden bei den anderen Herren keinen Anhang und keine Zustimmung, aber sie trugen doch dazu bei, zwischen den beiden Behelligten fortwährend eine gewisse Feindschaft aufrechtzuerhalten, wogegen Böhme, Klug wie er war, die Sache eigentlich humoristisch auffaßte. Hauptmann Mehring aber nahm es sehr ernst, und am meisten ärgerte er sich, wenn Böhme ihn, wie in diesem Augenblick, etwas neckte, denn er wußte, daß er bei einem harmlosen Wortgefecht stets den Kürzeren zog. So bekam er denn einen roten Kopf und brumpte etwas vor sich hin, dann aber wandte er sich ostentativ an seinen Nachbar zur Linken und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. „Nüßt dir alles nichts“, dachte Leutnant Böhme, „eines Tages wirst du doch mit mir Frieden machen, dafür werde ich mich schon sorgen.“ Er mußte an sich halten, um nicht plötzlich laut aufzulachen. Was der Hauptmann wohl sagen würde, wenn der eine Ahnung davon hätte, daß er sich seit mehr als vierzehn Tagen so unsterblich wie nur möglich in seine schöne Tochter verliebt hatte? Alsbald, er war arm, und Kellys Eltern besaßen auch nur geringe Mittel, aber das sollte ihm keine Freude und sein Glück nicht trüben, wenigstens heute nicht. Es würde ihm schon gelingen, Kellys Gegenliebe zu erwerben, und dann würde er auch alle anderen Schwierigkeiten, die seinem Glück entgegenstanden, überwinden. Dann würde auch sein Kamerad Konrigh nicht mehr hören, der in der letzten Zeit ebenfalls seine Gunst und seine Huld Kelly zuwandert hatte. Der machte seinem Naturell gemäß alle vierzehn Tage einer anderen Dame den Hof, und seit einigen Wochen zeichnete er Kelly derartig und vor allen Dingen mit einer solchen Ausdauer aus, daß Böhme zuweilen fürchtete, das Herz des Kameraden habe diesmal ernstlich Feuer gefangen. Und dessen Werbung konnte unter Umständen um so mehr ins Gewicht fallen, als er sehr wohlhabend war. Dafür hatte er aber auch Ansicht einiger Kameraden einen kleinen Vogel, der sich darin äußerte, daß er ausgemachter Sportler war, ohne von Sport auch nur das geringste zu verstehen.

„Doh!“ Böhme richtete sich stolz auf. „Doh, Herr Major“, meinte er nochmal, „nehmen Sie das Wort zurüch, das Ihnen ja gar nicht vom Herzen kam.“

„Na ja, es ist schon gut“, lächelte der Major. „Sie wissen ja, wie ich über Sie denke, Sie sind eine Perle.“

„Haben der Herr Hauptmann das eben gehört?“ wandte sich Böhme an Hauptmann von Mehring, „Der Herr Major hat mich eben für eine Perle erklärt, sind der Herr Hauptmann derselben Ansicht?“

Hauptmann Mehring konnte Leutnant Böhme, wie er es selbst nannte, „nicht riechen“, ohne daß dazu eigentlich eine besondere Veranlassung vorlag. Aber Hauptmann von Mehring war nicht gerade hervorragend begabt, er war sehr mißtrauisch, so glaubte er in jedem Bataillonsbefehl, der sich mit seiner Kompanie beschäftigte, eine Pantone des Adjutanten sehen zu müssen, und dieser wiederum ärgerte sich zuweilen über den Hauptmann, der ihn bei den anderen Kompaniechefs fortwährend fälschte zu machen versuchte und der da beständig behauptete, er benutze seine Stellung und das Vertrauen, das der Major ihm entgegenbrachte, nur, um die Hauptleute zu schikanieren.

Es war schon ziemlich spät, als man endlich die Tafel aufhob, aber an das Nachhausegehen dachte niemand, die Junggeheile nicht, die Behermählten erst recht. In die waren froh, vor der theuren Gattin einen Vorwand zu haben, endlich einmal wieder eine lange Nacht machen zu können. So ändert man jetzt eigentlich nur das Getränk und ging von der Bowle zum Bier über. Nur der Bürgermeister wollte aufbrechen, aber ein Dolmetscher war der Erfolg aus seinen Verlaut, sich zu verabschieden.

Der Adjutant nahm ihn am Arm und zog ihn auf seinen Stuhl zu rüch. „Ich will Ihre mal was sagen, Herr Bürgermeister“, meinte er in seiner keuchtrüblichen Stimmung. „Sie scheinen mir gar nicht zu wissen, wer ich bin? Ich bin der Adjutant des Bataillons, genannt „der falsche Adjutant“, weil ich selbst eigentlich gar nicht Adjutant werden sollte, sondern ich anderer Kamerad, der dann aber plötzlich nach Berlin abkommandiert wurde. Nach der Meinung der Kameraden habe ich als falscher Adjutant so wenig Anrecht auf meinen Bataillonsgehalt, wie der falsche Kasimir, oder wie der Keil konig dieh, auf den Thron von Polen.

Aber trotz meines Beinamens bin ich doch der wirkliche Adjutant und als solcher kann ich Ihnen nur dringend rathen, sich gut mit mir zu stellen. Da draußen im Gelände ist schon so mancher hohe Vorgelege ganz klein geworden und hat nicht mehr ein noch aus gewußt, und wenn die hohen Herren dann gar nicht mehr weiter können, dann wenden sie sich an ihren Adjutanten, und der muß dann die Karre aus dem Dred ziehen. Das thut der Adjutant auch sehr gern, wenn er mit seinem Brotherrn zufrieden ist, aber sonst läßt er ihn zapeln. Und darum mein sehr verehrter Herr Bürgermeister, wäre es sehr thöricht und sehr wenig klug von Ihnen, wenn Sie sich jetzt mit mir erzürnen wollten. Und Sie erzürnen mich ernstlich, wenn Sie heute an meinem Geburtstag so früh nach Hause gehen. Sie dürfen überhaupt nicht nach Hause gehen! Sie müssen hier bleiben, wenigstens bis morgen Mittag. Sie können in Ihrem langen Leben noch so emstlich viel schlafen, warum wollen Sie das jetzt thun?“

Der Bürgermeister versuchte sich lachend freizumachen. „Ich denke gar nicht daran, mich schlafen zu legen, ich habe noch entsetzlich viel zu arbeiten. Uebermorgen ist Sitzung der Stadtverordneten.“

Der Adjutant winkte ab: „Schon faul, mehr als faul. Nun sagen Sie mir nur mal, was braucht ein so verständiger Mensch, wie Sie es sind, überhaupt noch Stadtverordnete? Können Sie denn solches Lauseneh, wie Ihre hochblühende Stadt es nun doch einmal ist, nicht alleine regieren? Ich sage Ihnen, wenn Sie erst meinen Bataillonschreiber tennen gelernt haben, dann engagieren Sie sich den, ich kann Ihnen den Mann sehr warm empfehlen. Also, was ich sagen wollte, da nehmen Sie sich den Mann mit in Ihr ehwerwürdiges Rothhaus, verstehen Sie, und registrieren Sie dann mit dem zusammen. Das ist erstens viel bequemer, zweitens viel billiger und was die Hauptsache ist, Ihre Stadtverordneten haben ja keine Ahnung, nicht den leinsten Schimmer von einer Idee. Die Brüder sind ja so geizig, die rüden ja gar keine Dattalen heraus. Eins will ich Ihnen sagen, Herr Bürgermeister, nächsten werden Ihre hohen Stadtverordneten Augen machen — Augen!“

Der Adjutant hatte den Bürgermeister vorn an den Rodsaufschlägen angefaßt und wippte vor Vergnügen beständig auf den Fußspitzen auf und ab.

„Augen sage ich Ihnen — die Augen — ich laß' mich todt.“ Und der Adjutant lachte in seiner übermüthigen Stimmung hellauf, aber der Bürgermeister lachte nicht mit, obgleich er sich über den Adjutanten amüsierte, der sonst ein sehr solider Mensch war, heute aber ein klein wenig über den Dursi getrunken hatte.

Der Bürgermeister wurde bei den letzten Worten des Adjutanten sehr bellhörig, natürlich handelte es sich wieder um eine Geldforderung an die Stadt, und überaus angenehm war ihm das gerade nicht, denn trotz der hohen Steuern und der größten Spartheilheit war die Stadtkasse doch eigentlich immer leer. So suchte er dann in Erfahrung zu bringen, um was es sich handelte, aber der Adjutant war vorsichtig.

„Na, Herr Bürgermeister, wir sind schlau, wir sprechen nur, wenn wir gefragt sind, und auch dann verhalten wir uns nicht. Aber eins kann ich Ihnen sagen, ein paar Tausend Mark müssen Sie locker machen, da hilft Ihnen kein Gott und kein Erdboden. Unter uns gesagt, wir wären Ihnen schon lange mit der Sache gekommen, aber wir wußten ja, daß Sie bald als Bataillonsführer zu uns kämen und deshalb haben wir so lange gewartet. Denn sehen Sie mal, mein sehr verehrter Herr Bürgermeister, wenn Sie als Bataillonsführer und als stellvertretender Garnisonältester ein Gefuch an die Stadt einreichen und dieses warm befürworten, dann können Sie in Ihrer Eigenschaft als Oberhaupt der Stadt das von Ihnen selbst befürwortete Gefuch doch nicht ablehnen? Der Das haben wir mal sein Gefuch, was? Das müssen Sie doch selbst zugedenken?“

„Allerdings“, meinte der halb ägerlich, halb lustig, „ausgedacht, haben Sie sich die Sache sehr schön, aber wenn ich nun als stellvertretender Garnisonältester die Sache bei der Stadt doch nicht so warm befürworte, wie Sie denken?“

Der Adjutant wartet sich in die Brust: „Dafür bin ich da. Ich werde Ihnen schon einen Vortrag über die Angelegenheit halten, und Sie sollten mich mal hören, wenn ich auf dem Bataillonsbüreau einen Vortrag halte. Ich kann Ihnen sagen, das ist ein faul Klaffe. Das ist genau so, als

wenn Wilow im Reichstag den ganzen geflügelten Büchmann jirtirt. Ich überrede alles, passen Sie mal auf, Herr Bürgermeister, ich kriege Sie herum. Wollen wir wetten, „ne Flasche Sekt? Wir trinken sie jetzt, bezahlen thut sie später derjenige, welcher —“

Aber der Bürgermeister war anderer Ansicht. „Ich denke, wir haben genug getrunken.“

Zum Glück erschien in diesem Augenblick Major Gebhard: „Nun lassen Sie mal den armen Herrn Bürgermeister frei, Böhme, Sie reden ihn sonst ja noch todt.“ Dann wandte er sich an seinen Gast: „Wie ist es, haben Sie Lust, einen Stat mit mir zu spielen?“

Aber er lehnte dankend ab: „So leid es mir ist, es geht wirklich nicht, ich habe heute noch viel zu arbeiten und selbst auf die Gefahr hin, Herrn Leutnant Böhme zu erzürnen, muß ich mich verabschieden.“

Wenig später war der Bürgermeister gegangen, und der Major nahm sich seinen Adjutanten vor. „Um Gottes Willen, Böhme, ich habe eine wahre Todesangst ausgestanden. Sie haben doch hoffentlich nicht dem Bürgermeister verrathen, daß wir im nächsten Monat ein paar tausend Mark für eiserne Festschilde erbitten werden, damit uns die Kerls nicht sektionsweise zum Fenster hinaussteigen?“

Der Adjutant mochte ein ganz beliebteles Gesicht: „Kennen der Herr Major mich so wozia? Ich bin der Herr Meier, wie ein Grab, ich habe keinen Ton gesagt, der andere hat keine Ahnung.“

„Gott sei Dank“, meinte der Major, „denn wenn wir das Geis beaignen, bevor der Bürgermeister eingezogen ist, bekommen wir es sicher nicht. Dann heißt es: „Stellt mehr Posten auf oder schafft Euch die Witter von Eurem eigenen Gelde an, wir haben nichts. Wir selbst aber haben erst recht nichts. Ich sehe es voraus, es wird ein heißer Kampf werden, der Bürgermeister wird sich mit Händen und Füßen sträuben, aber als Major muß er es ja warm befürworten.“

Der Adjutant nickte zustimmend, so hatte ja auch er dem Herrn Bürgermeister die Sache geschilbert. Das verriet er aber natürlich nicht, so sagte er nur: „Wir werden das Geld schon bekommen.“

Unterdessen war der Bürgermeister ins Freie gelangt. Es war ein schöner Sommerabend, und so entschloß er sich denn, einen Umweg durch die große Wiese zu machen, er war etwas benommen von dem Bier im Kasino, von der lauten Musik und dem Tabaksqualm, der wie eine dicke Wolke im Speisefaal gelagert hatte. So schritt er denn ziemlich rasch dahin und holte nach kurzer Zeit zwei Soldaten ein, und ohne es zu wollen, belauschte er ihr Gespräch.

„Was bist Du denn zur Kaserne herausgekommen?“ fragte der eine den anderen.

Der Bürgermeister hatte es beobachtet, daß die beiden Soldaten sich erst von wenigen Sekunden vereinigt hatten, bis dahin war jeder für sich gegangen.

„Aber der andere gab keine Antwort.“

„Na, mir kannst Du es ja sagen“, fuhr der erste fort. „Ich geh' nicht, da kannst Du ruhig sein. Ich bin selbst zum Fenster hinausgelaufen.“

Das schien dem andern die Zunge zu lösen: „Ja auch.“ Und die beiden Soldaten wollten sich loslachen.

„Aber seid ja ganz inoffense Schlingel“, mischte sich plötzlich der Bürgermeister in die Unterhaltung.

Die beiden Soldaten blieben stehen und wandten sich: „Ihnen pielt es wohl oben im Gehirn? Was geht denn Sie das an, was wir hier miteinander besprechen? Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich bin der Bürgermeister“, stammelte er stolz zurück.

„Na, dann sind Sie auch was Rechtes, dann bleiben Sie mir man gewogen und legen Sie sich schlafen.“

Das freche Wesen des Soldaten brauchte das Blut des Bürgermeisters in Wallung: „Ich werde Ihnen mal was sagen. Ich werde demnächst zur Übung einbezogen und führe dann als stellvertretender Major das Bataillon.“

die Faust. „Wollt Ihr wohl stehen bleiben, Ihr Himmelhund!“ rief er ihnen mit donnerender Stimme nach. Aber die beiden hörten nicht, die Lieben immer weiter und waren bald verschwunden.

„Das scheint mir ja eine nette Jucht bei dem Bataillon zu sein“, schalt der Bürgermeister ingrinnig vor sich hin. „Na, Gnade Gott den beiden, wenn ich sie erwische. Auf alle Fälle will ich gleich dem Major heute Abend noch schriftlich mittheilen was ich erlebte. Ich befreie überhaupt nicht, wie eine derartige Bummellei möglich ist. Der Major braucht doch nur vor den Feiern eiserne Gitter anbringen zu lassen, dann ist in Zukunft so etwas doch ganz unmöglich. Ich befreie gar nicht, daß er noch nicht darauf gekommen ist. Ich will es ihm gleich vorschlagen, er wird mir sicher sehr dankbar sein, daß ich ihn auf diese Gebanten bringe.“ Und er besetzte seine Schritte, um auch dieses Schreiben noch heute fertig zu bringen.

(Fortsetzung folgt)

Der Meer Schaum.

Dieses aus Kiesel und Magnesia bestehende Mineral, wurde früher noch zu vielen anderen Dingen als zur Herstellung von Pfeifenköpfen oder Zigarettenpfeifen benutz. Infolge dessen wurde der Abbau seiner Fundstätten, deren es hauptsächlich in dem mineralreichen türkischen Wilajet Brussa gibt, massenhaft betrieben. Auch heute noch kann sich dort gerade, der will, gegen eine ganz geringe Abgabe ein kleines Meerischambergerwerk anlegen. Diese eigenartigen Bergwerke beschäftigen etwa 4000 Arbeiter. Jeden Freitag ist in dem Orte Sarifon großer Meerischäumfest, indem dann die Bergwerkbesitzer die in der letzten Woche gewonnenen Meerischäumstücke zum Verkauf bringen. Zur Unterbringung der Arbeiter, die meist aus Persien und Kurden bestehen, dienen einige tausend Hütten. Die Gewinnung des Meerischäumgeschichtes auf sehr primitive Art. Eine Gruppe von drei Leuten haßt zunächst ein Loch von etwa drei Fuß im Durchmesser in den Boden und grabt dann weiter einen Schacht, bis eine rote, tonige Schicht erreicht wird, unter und in der gewöhnlich der Meerischäum zu finden ist. Das ist in einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß. Die rote Erde enthält Meerischäum in nierenförmigen oder unregelmäßig gestalteten Knollen von der Größe einer Walnuß oder eines Apfels. Die eigentlichen Meerischäumstücke werden erst aus besonderen Gängen herausgeholt, indem oft unter großen Schwierigkeiten lange Stollen in den roten Thon getrieben werden. Die Blöcke werden von den „Luftschicht“ gefaßt, von den Pfeifenfabrikanten in Gestirkeform, von denen immer etwa 150 auf dem Markte zu erscheinen pflegen. Vor der Verarbeitung muß der rohe Bloß gereinigt werden, was einfach durch Abtragen der äußeren Schicht mit dem Meißel geschieht. Nach der Reinigung werden die Blöcke nach ihrer Größe und Güte in vier Klassen geteilt. Dann werden sie an die Händler mit größter Vorsicht und Sorgfalt in Baumwolle, so daß sich die Blöcke ja nicht gegenseitig stoßen oder reißen können. Der Meerischäum von Estischehr steht hoch im Preis, so daß die in der Nähe dieses Ortes siedenden Bergwerke bei rationaler Ausnutzung dem türkischen Staate viel Geld einbringen könnten, zumal sie auch heute noch als unerschöpflich gelten.

England's Kronjuwelen.

Die englischen Kronjuwelen sind wieder im Tower von London ausgegestellt worden, nachdem sie mehrere Monate lang den Blicken des Publikums unzugänglich gewesen waren. Während dieser Zeit sind eine Reihe von Arbeiten ausgeführt worden, die den Schatz mit noch größerer Sorgfalt als bisher beschützen sollen. Boden, Wände und Wände des sogenannten Juwelenhauses, eines Raumes im Waterloo-Thurm, sind neuverputzt worden, daß das ganze Zimmer an einem Riesengelbtaun geworben ist, den selbst der geschickteste Einbrecher nicht zu erreichen vermag. Sollte irgend wer dennoch versuchen, die berühmte Heldebata von Colonel Blood noch einmal zu versuchen, so wird ihm manche Ueberraschung autheil werden. Am den Glasstücken, die die Juwelen enthält, ist ein handgearbeitetes Stahlgitter gesponnen worden und somit dies berührt wird, läuten Klingeln an verschiedenen Theilen des Towers und durch Tross auf einen Knopf kann der Wächter sofort die arthen eisernen Thürren des Zimmers bormisch verschließen. Ein Druck auf einen zweiten Knopf läßt große Stahlplatten einrasten, die den Glasstücken vollkommen schließen. Mit Rücksicht auf die baldige Krönung des englischen Königs werden die Regatta gerade jetzt täglich von vielen Tausenden von Personen besucht.

Wer seine Anwesenheit nur in der Luftkammer läßt, nicht in Wasser vertheilt, wird niemals Nische fangen.

Erst wenn er nicht einmal Feinde hat, kann sich der Mensch als wechsellastig betrachten.